BEATRICE

FEROLLI

Pilars Garten

Weltbild

In einer Kapelle wird sie gezeugt, von einem Torero, dessen Lebenslicht nur noch Augenblicke flackert, empfangen von einer Frau, die glaubt, sich dem Erzengel Michael hinzugeben: Pilar wird sie heißen, ihre Großeltern für ihre Eltern halten, wohlbehütet aufwachsen, wunderbare Heilkräfte entwickeln und manchmal merkwürdige Frömmigkeit…

Geschichten aus der kargen Landschaft Kastiliens: Aus spannungsvollen Gegensätzen gestaltet Beatrice Ferolli einen ebenso phantastischen wie realistischen, tragischen wie amüsanten Roman.

Beatrice Ferolli

Pilars Garten

Roman

Weltbild

Die Autorin

Beatrice Ferolli, geboren in Wien, schreibt von Kindesbeinen an: als achtjährige Gedichte für die »Kinderpost«, als Gymnasiastin Kurzgeschichten für die »Wiener-Wochenausgabe«. Sie besucht das Reinhardt-Seminar in Wien und wird Schauspielerin. 1958 beginnt sie Theaterstücke zu schreiben und ist Autorin von etwa 50 Drehbüchern für Fernsehspiele und Serien wie »Traumschiff« oder »Schlosshotel Orth«. Seit 1976 entstanden bisher 11 Romane, die z. T. in mehrere Sprachen übersetzt wurden.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright © 2020 by Beatrice Ferolli
Copyright diese Ausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © Wilhelm Goldmann Verlag GmbH, München
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: iStockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-96377-359-4

Für die Anregung, dieses Buch zu schreiben, danke ich meiner Tochter Edina Thalhammer.

Im Südwesten der Provinz Burgos, etwa zwanzig Kilometer von der Stadt San Eresmo entfernt, liegt in einer Ebene zwischen sandigen Felsen die Finca Angel del Sur, die sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts im Besitz der Familie Riéra befindet. An dem ausladenden Hauptgebäude vorbei führt ein Weg nach einem Hügel, von dessen halber Höhe sich eine Olivenpflanzung über den Kamm erstreckt und an dessen Fuß zwei Gräber liegen. Wenige Steinwürfe hinter dem Haus beginnen kleine Holzkreuze den Weg zu säumen, deren Balken durch Riedgras miteinander verbunden sind und die dichter stehen, je näher man an die Gräber kommt. Am Fuß des Hügels reihen sie sich unübersehbar zu beiden Seiten sowie den flachen Hang hinauf bis an die Grenze der Pflanzung. Am späten Nachmittag trägt der Wind das Läuten der Las-Animas-Glocken von der Ortschaft jenseits des Hügels über den Bergkamm und die Holzkreuze, deren größtes einen Meter hoch sein mag, schimmern im Licht der Abendsonne in matter Helligkeit. Die Stätte wird weit im Umkreis ›Pilars Garten‹ genannt.

I

Der Heilige von San Eresmo

1

Conchita Carmen Riéra, die spätere Mutter des Wundermädchens Pilar, war zusammen mit ihrem um acht Jahre älteren Bruder Junipero und zwei weiteren Brüdern in der Sierra de la Virgen bei Illueca im Westen von Aragón aufgewachsen, in einem der windschiefen, weiß gemauerten Häuschen, wie sie zu Dutzenden zusammengewürfelt in der weitläufigen karstigen Landschaft stehen. Ihr Vater Sebastiano Riéra ging dem Beruf des Landwirts nach, soweit man die Versuche, dem kargen Boden ein wenig Nahrung abzugewinnen, so bezeichnen konnte; die Mutter Aurelia war eine fragile, weißhäutige, an Arthritis leidende Frau, die den Großteil ihrer Tage im Bett zubrachte und in einem feuchten Fleck an der Zimmerdecke die Umrisse des heiligen Jakobus von Compostela zu erblicken glaubte, mit dem sie stundenlange Gespräche führte, sodass ihr Kontaktbedürfnis damit völlig ausgelastet war und der Rest der Hausbewohner kaum je ein Wort von ihr zu hören bekam.

Conchita besuchte, allerdings sehr unregelmäßig, da ihr Vater dies bei einem Mädchen für überflüssig hielt, die einklassige Dorfschule von Alcebuchar zusammen mit ihren älteren Brüdern und einigen ewig kichernden Mädchen aus der Umgebung, die der kleinen Familie täglich auf dem Schulweg auflauerten und, leise Bemerkungen über die Brüder austauschend, hinter ihnen herhüpften. Conchita erfuhr von ihrer Mutter, die sich hin und wieder bereitfand, ihre Konversation mit dem Fleck zu unterbrechen, dass es zweierlei Geschlechter gebe, deren eines vom anderen sich körperlich unterscheide, wodurch magische Kräfte entstünden, die, wie Conchita vermutete, die kichernden Schulmädchen zu ihrem albernen Benehmen veranlassten. Conchita nahm die Ausführungen ihrer Mutter etwas ratlos entgegen. Auch sie war schon dahintergekommen, dass an ihren Brüdern etwas existierte, das bei ihr fehlte, aber außer der geringfügigen Enttäuschung darüber, dass es ihr nicht gleichfalls möglich war, mit kühnen Kaskaden ein Ornament in den Sand zu zeichnen oder eine Kerze auszulöschen, hatte sie weder den Hauch eines Geheimnisses verspürt noch das Bedürfnis gehabt, kichernd hinter ihren Brüdern herzulaufen. Aurelia nahm Conchitas Desinteresse beruhigt zur Kenntnis. Es gab wichtigere Dinge als die Aufklärung ihrer Tochter: Der Fleck hatte seine Farbe und, wenn man genau hinsah, auch seine Kontur verändert, womit er ihr zweifellos eine Botschaft übermitteln wollte. Wenige Wochen später war ihr der Inhalt der Botschaft klar und sie erschien, auf einen zugeklappten Sonnenschirm gestützt, ein blassviolettes Kaschmircape übergeworfen, beim Abendbrottisch, nicht ohne vorher für jedermann sichtbar eine stundenlange Andacht vor dem mit Hunderten bis zur Decke reichenden Topfpflanzen umstellten Zimmeraltar gehalten zu haben.

»Wir müssen übersiedeln«, verkündete sie nach der Suppe, sich der Bestürzung der Familie mit einem durch die Wände in die Weite gerichteten Blick entziehend. »Jakobus will es so.«

Sebastiano, wissend, dass er sich dem Willen seiner Frau auf die Dauer nicht würde widersetzen können – Aurelia war bei aller Fragilität mit ihrem Dickkopf auf den blauvioletten Schultern und dem Apostel im Rücken vermutlich die willensstärkste Frau,

die die Sierra de la Virgen je hervorgebracht hatte –, nickte gottergeben und überschlug im Geist die Kosten und eventuellen Vorteile einer Übersiedlung.

»Wohin wünscht Jakobus, dass wir gehen?«

»Zur Straße der Hoffnung. Wohin sonst?«

Sebastiano begann noch am selben Abend, Pläne zu machen.

Die Straße der Hoffnung, auch Pilgerweg oder Jakobsleiter genannt, die sich quer durch den Norden Spaniens von Pamplona nach Santiago de Compostela zog, fand er nicht übel. Einige Dutzend Kilometer südwestlich, im Herzen von Burgos, lag die schon von ihrer Ausdehnung her hochherrschaftliche Finca Angel del Sur, die sich seit Jahrhunderten im Riéraschen Familienbesitz befand. Die derzeitigen Bewohner, ein entfernt verwandtes Ehepaar, beide jenseits der achtzig und kinderlos, konnten täglich in die Lage kommen, ihr Anwesen mit den Gefilden der immerwährenden Seligkeit zu vertauschen. In einem solchen Fall war es gut, in der Nähe zu sein. Aurelia schließlich würde, da es sich um ihren Wunsch handelte, etwas aus ihrer Privatschatulle herausrücken müssen: für die Übersiedlung und zur Neugründung des Hausstandes in einer anderen Provinz und wohl auch für den guten Willen, mit dem Sebastiano sich ihr zuliebe dem Gebot des eigenwilligen Apostels unterwarf. Dass er im Grunde seines Herzens glücklich war, die Schufterei auf dem karstigen Boden hinter sich gebracht zu haben, ahnte niemand und er hütete sich, etwas darüber verlauten zu lassen. Die beiden Karren standen gepackt, das weiß gemauerte Häuschen war dem neuen Besitzer übergeben, Sebastiano und seine Söhne hatten ihre Plätze auf den Kutschböcken erklommen, als Aurelia, in blassviolettes Kaschmir gehüllt und auf ihren Sonnenschirm gestützt, in der Einfahrt erschien und verkündete: »Jakobus muss mit.«

Sebastiano und die Söhne mussten vom Wagen, die Pferde ausgespannt, die Verhandlungen mit dem nunmehrigen Besitzer neu aufgenommen werden, bis dieser sich gegen Geld und die Versicherung, dass sein ewiges Seelenheil damit gesichert sei, bereit erklärte, den Fleck ziehen zu lassen, und selbst Hand anlegte, als die männlichen Mitglieder der Familie die drei Deckenbretter mit Jakobus' Umrissen aus den Tragbalken lösten. Ein dritter in Eile herbeigeschaffter Karren nahm die in Sackleinen gehüllten Bretter sowie die wuchernden Topfpflanzen auf und die Kolonne begann sich vorsichtig in nordwestlicher Richtung zu bewegen, dem Heiligen, der im ersten Wagen fuhr, folgend, unter der Oberaufsicht von Doña Aurelia, die, ihrer Arthritis zum Trotz, auf dem Kutschbock des zweiten Wagens Platz genommen hatte, um den vor ihr herzockelnden Apostel nicht aus den Augen zu verlieren. Vier Tage und drei Nächte ging es auf gewundenen, von Schlaglöchern aufgerissenen Straßen durch verstreute, zwischen den Hügeln hingeduckte Ortschaften, denen die Wunden des Bürgerkrieges noch deutlich anzusehen waren: verkohlte Hausmauern, herausgerissene, mit Wachstuch verklebte Fensterstöcke, zerstörte und notdürftig wieder aufgebaute Brücken, frierende Kinder in zu kleinen oder zu großen Kleidungsstücken. Mehrere Eselskarren begegneten ihnen, auch einige wenige Autos waren unterwegs. Der Frühlingsregen durchtränkte die über dem Hausrat ausgespannten Plachen und Aurelia nahm ihr Kaschmircape ab, um es über die ohnehin vorsorglich mit einer schützenden Hülle bedeckten Bretter zu breiten. Die Herbergen waren ungastlich und ungeheizt und als man die Grenze der Provinz Burgos

erreicht hatte, beschloss Sebastiano, eine Pause einzulegen und den Verwandten auf Angel del Sur einen Besuch abzustatten, ehe man sich weiter der Straße der Hoffnung und der damit verbundenen, vermutlich mühsamen Wohnsitzsuche für die sechsköpfige Familie zuwenden würde.

Doña Aurelia hatte sich bei der mantellosen Fahrt durch den Frühlingsregen eine Influenza zugezogen, die in dem Augenblick ausbrach, als der erste der drei Plachenwagen die Holzbrücke über dem ausgetrockneten Bachbett passierte. Der Apostel ratterte dumpf über die Planken, als Aurelia einen Hustenanfall und gleich darauf einen heftigen Schüttelfrost erlitt, der sie die Arme zum Himmel werfen und ohnmächtig auf dem Kutschbock zusammensinken ließ. Zwei ihrer Söhne sprangen von den Wagen und trugen die bewusstlose Frau ins Haus, wo sie auf dem nächststehenden Bett niedergelegt wurde, das sie für den Rest ihres Lebens nicht mehr verlassen sollte. Ohnmächtig, wie sie war, stellte sie keinen Antriebsfaktor, aber auch kein Hindernis für die Entwicklung dar, die sich aus dem Besuch der Familie in Angel del Sur ergab. Die Finca befand sich in einem völlig desolaten Zustand, dem Vernehmen nach hatte eine den Caudillo unterstützende italienische Kompanie längere Zeit hindurch im Dorf Quartier gemacht. Die zwei alten Leute hausten in der holzgetäfelten Küche, die der einzige mit Fenstern versehene Raum im Haus war und einem Zigeunerlager glich, und flehten Sebastiano sofort bei seinem Eintritt an, sie nicht wieder zu verlassen und ihnen um Christi willen die hilfreichen Nonnen aus dem nahe gelegenen Kloster Rábida Alcazar und vor allem den Pfarrer Padre Felipe, der jeden zweiten Tag auf seiner Motoguzzi vorbeikam, um nachzusehen, ob die Letzte Ölung fällig war, vom Leib zu halten. Sebastiano verteilte seine Söhne und die Tochter Conchita auf die diversen Räumlichkeiten, bezog selbst das obere Stockwerk und machte sich, nachdem die Karren abgeladen, die darauf befindlichen Gegenstände im Haus und die Pferde in dem infolge eines Granateinschlages dachlosen Stall untergebracht waren, daran, die Finca in Ordnung zu bringen. Doña Aurelia, nach zwei Tagen aus ihrer Ohnmacht erwacht, musste die merkwürdige Feststellung machen, dass der Heilige, den die besorgten Söhne sogleich über ihrem Bett angebracht hatten, seine Form verändert hatte. Das kam daher, dass die Bretter beim Abladen vertauscht worden waren und niemand außer Aurelia die Umrisse des Apostels genau im Kopf hatte. Die Burschen hatten die Bretter einfach auf die bereits vorhandene Holzdecke genagelt, leise, um die Ohnmacht ihrer Mutter nicht zu stören, und dabei war eines der Mittelteile an die Seite geraten, sodass die Gestalt des Heiligen nun gegen die Türseite hin ziemlich abrupt mit einer kerzengeraden Linie abschloss. Aurelia, noch geschwächt von Husten und Fieber, nahm die Veränderung wie auch die Tatsache, dass man statt auf der Jakobsleiter auf Angel del Sur gelandet war, gefasst zur Kenntnis, umso mehr, als Sebastiano ihr auseinandersetzte, dass man sich nur einen Katzensprung von der Straße der Hoffnung befände und dass es übrigens mit Sicherheit Jakobus' Wille und Gnade gewesen sei, sie auf diese Weise – die beiden Alten hatten nach Sebastianos Versprechen, sich ihrer anzunehmen, augenblicklich ein Testament zu seinen Gunsten verfasst – in den Besitz der prachtvollen Finca zu bringen. Einige Tage lang versuchte Aurelia, den Fleck zu einer Äußerung zu bewegen, aber er schwieg, der neuen Umrisse oder des neuen Wohnsitzes wegen, bis sie sich letztendlich der Meinung ihres Mannes

anschloss, dies exakt sei es gewesen, was Jakobus im Sinn gehabt habe. Nach einigen Tagen nahm sie ihre Konversation ungestört wieder auf und auch der Altar aus Topfpflanzen war im neuen Quartier in alter Pracht und Ausdehnung erstanden. Conchita schließlich, dreizehnjährig, mager, großäugig und in der Hierarchie der Familie seit jeher an letzter Stelle stehend, hatte ein Plätzchen gefunden, an dem sie ihre heimlichen Schätze entrollen und einige davon sogar mit Holznägeln an den Innentüren ihres Kleiderschrankes befestigen konnte. Es handelte sich dabei um etwa ein Dutzend kolorierter Plakate für verschiedene Corridas, die sämtlich denselben drahtigen Schönling mit kühnem Profil und ölig blauschwarzem Haar in unterschiedlichen, aber durchweg heldischen Posen zeigten: Miguel Martinez, genannt El Húngaro, Gewinner des Silbernen Schwertes von Katalonien, im Tête-à-tête mit einem unfreundlich blickenden Stier.

Conchita hatte noch nie eine Corrida gesehen, aber sie war einmal am Tor gestanden, als El Húngaro die Arena verließ.

Es war keine große Arena. Junipero, der älteste ihrer Brüder, der sich immer ein wenig um sie kümmerte, hatte sie zum Markttag nach dem nächst gelegenen Städtchen Illueca mitgenommen, wo El Húngaro, der aus Katalonien stammte, hin und wieder ein Gastspiel gab. Auch ein Matador von seinen Graden musste in diesen Zeiten sehen, dass er die Lücken, die sich zwischen den Kämpfen in Sevilla, Madrid und Bilbao ergaben, mit kleinen Kämpfen auffüllte, um den Standard, den seine Anhängergemeinde von ihm erwartete, zu halten. Zufällig befanden sie sich zu Ende des Stierkampfes an dem Paseo del Picador, das Flügeltor der Arena flog auf und El Húngaro in seinem von Sand und Blut verschmierten Seidenhemd, begleitet von einer Horde von schreienden und applaudierenden Bewunderern, trat auf die Straße. Zwei Guardias stoppten den Verkehr, ein Livrierter riss den Schlag des nicht mehr neuen, aber auf Hochglanz polierten Cadillac auf und El Húngaro ließ sich in den quellenden Ledersitz fallen. Der Motor heulte auf, die Reifen knirschten, Conchita griff Halt suchend nach der Hand ihres Bruders und starrte, der Auflösung nahe, dem entschwindenden Fahrzeug nach.

Was für eine Erscheinung! Hätte der Mann Flügel gehabt, sie hätte ihn für den Erzengel Michael gehalten. Der stolze aufrechte Gang, die blauschwarze, in die Stirn fallende Haarlocke, die blitzenden Augen in dem braun gebrannten Gesicht, der Mund, um den ein sieghaftes Lächeln spielte: Er schien vom Himmel zu kommen in seiner edlen Kühnheit. Und wie er aus dem Tor trat, sah er aus, als hätte er soeben nicht den Stier, sondern Satan höchstpersönlich mit seinem Schwert in den Staub gestreckt. Conchita wusste aus der Religionsstunde, dass Engel zuweilen menschliche Gestalt annehmen, um einen oder den anderen Auftrag auszuführen, und im vorliegenden Fall traute sie dies dem Erzengel durchaus zu. Jedenfalls hatte sie an jenem Nachmittag das sichere Empfinden, ihrem Schicksal begegnet zu sein, eine Annahme, die sich in nicht allzu ferner Zeit als wahr erweisen sollte.

Daheim angekommen, stattete Conchita ihrer inmitten der Blumentöpfe aufgebahrt liegenden Mutter einen Besuch ab. Aurelia hatte einen relativ schmerzfreien Tag und war guter Laune. In den Pausen, die bei den Gesprächen mit dem Fleck an der Decke eintraten, kaute sie Pitanüsse und trank spanischen Landwein, und Conchita, als einziges Mädchen unter Brüdern im strategischen Aufspüren von Chancen geübt, hatte den

richtigen Augenblick, nämlich den, da Aurelia das soeben leer getrunkene Glas beiseitegestellt hatte, abgewartet. Alle im Haus wussten von Aurelias Privatschatulle, die sie am Fußende ihres Bettes aufbewahrte, sodass sie auch nachts mit den Zehen danach tasten konnte. Dem Vernehmen nach war sie prall mit Bargeld gefüllt, denn Aurelia hielt nichts von Banken oder Zinsen. Außerdem hatte ihr der Heilige befohlen, ihr Vermögen in dem Raum aufzubewahren, in dem auch er sich aufhielt. Conchita klopfte, nachdem sie ihre Mutter eine Zeit lang durch den Rand der Milchglasscheibe beobachtet hatte, an die Tür.

»Wer ist da?«

»Ich bin es, Madre. Conchita.«

»Komm herein.«

Sie trat ein und schloss die Tür hinter sich.

Aurelia richtete sich in den Kissen auf. »Was willst du?«

»Sehen, wie es Ihnen heute geht, Madre.«

»Du kannst das Glas nachfüllen. Es geht mir gut.«

»Dank der Hostie.«

Conchita trat näher und betrachtete das blasse, mit feinen Adern überzogene Gesicht ihrer Mutter. »Hatten Sie ein gutes Gespräch mit dem Heiligen, Madre?«

»Dank der Hostie. Du kannst ein bisschen mehr nachschenken. Etwa bis einen Zentimeter unter dem Rand.«

Conchita gehorchte. Aurelia berührte mit dem Zeh die Kassette, sodass sie gegen das Fußende des Bettes stieß.

»Ich hatte eine Begegnung, Madre. Heute Nachmittag, in Illueca, auf dem Paseo del Picador.«

»Sprich.«

»Es war ein Señor, schön und tapfer. Sein Hemd war voll Blut, als hätte er soeben den Drachen getötet. Madre, könnte es der heilige Michael gewesen sein?«

»Warum nicht?«

Aurelia war in Bezug auf Heilige nicht engherzig. Wenn sie den ihren hatte, warum sollten andere auf das Vergnügen verzichten? Sie streifte das Glas, das Conchita bis an den Rand gefüllt hatte, mit einem wohlwollenden Blick.

»Ich würde ihm gerne dienen, Madre.«

»Willst du ihm einen Altar errichten?«

Conchita zögerte. Die Idee war nicht schlecht. Sie war sich darüber im Klaren, dass es nicht günstig wäre zu erwähnen, dass der Erzengel in die Gestalt eines Toreros geschlüpft war. Aber mit dem Altar ließ sich etwas anfangen.

»Dazu brauche ich ein Abbild, Madre.«

»Frag Padre Felipe danach. Er besitzt Berge von Heiligenbildern.«

»Ich hätte gerne eines, das ihn in der Gestalt zeigt, in der ich ihm begegnet bin.«

»Wie willst du das anfangen?«

»Ich habe eines gesehen.« Conchita war das Blut in die Wangen gestiegen. »Es hängt im Gemüseladen von Doña Fracaso in der Calle Colón und zeigt ihn genau so, wie er mir heute erschienen ist.« Tatsächlich hatte die Gemüsehändlerin in ihrem Laden ein Corrida-

Plakat aufgehängt und dafür vom Veranstalter eine Gratiskarte erhalten. »Wenn ich Doña Fracaso darum bitte, überlässt sie es mir vielleicht.«

»Was meinst du, wird sie dafür verlangen?«

Conchita überlegte fieberhaft. Die Gemüsehändlerin war eine geldgierige Person und sie musste das Plakat unbedingt haben. »Fünf Pesetas vielleicht?«

»Das ist viel.«

»Nicht für einen Heiligen, Madre.« Das Herz klopfte ihr bis zum Hals.

Aurelia ließ sich in die Kissen zurückfallen und schloss die Augen. Minuten vergingen. Dann bewegten sich die schmalen Lippen in dem blau geäderten Gesicht.

»Kratz mir die Füße.«

Conchitas Herz flog auf. Das war ein gutes Zeichen. Sie war mit einem Sprung am Fußende des Bettes. Neben Doña Aurelias Verehrung für den heiligen Jakob und ihrer Vorliebe für spanische Landweine bestand ihre dritte Passion darin, sich die Füße kratzen zu lassen: stundenlang, zu jeder Tages- und Nachtzeit und von jeder Person, bei der es die Schicklichkeit einigermaßen zuließ.

»Hier, Madre.«

Conchita hob die Schatulle vorsichtig hoch und legte sie ihrer Mutter in den Arm. Es war gut, wenn sie sie bequem zur Hand hatte.

Aurelia hielt die Augen geschlossen. Hinter ihrer Stirn hatten unversehens erbauliche Gedanken zu kreisen begonnen. Das war ein neuer Aspekt: Füße kratzen in Verbindung mit Belohnung. Darauf war sie in all den Jahren nicht gekommen. Die dafür infrage kommenden Familienmitglieder weigerten sich seit Jahren samt und sonders aus unerfindlichen Gründen, ihr den kleinen Gefallen zu tun. »Nur das nicht, Madre, verlangen Sie alles andere von mir«, und: »Bitte, Aurelia, lass dir einen anderen ehelichen Zeitvertreib einfallen.« Nun hatte ihre Tochter, vermutlich ohne es zu wissen, ein Zeichen gesetzt. Aurelia rückte sich in den Kissen zurecht und überließ sich mit einem kleinen Seufzer dem unvergleichlichen Vergnügen, das durch die Fußsohlen drang und sie in einen Zustand schwebender Wärme versetzte.

Conchita kratzte einmal an der rechten, einmal an der linken Fußsohle, während ihre Gedanken zum Tor der Arena von Illueca schweiften. Jene kurze Zeitspanne stand vor ihrem inneren Auge, als ließe man einen Film zwischen zwei bestimmten Punkten immer wieder vorwärts und rückwärts laufen: El Húngaro aus dem Tor tretend bis zu dem Augenblick, da er in den Polstern des Wagens versunken war. Sie hatte sich während ihrer Tätigkeit an die Stelle gezwängt, an der vorher die Schatulle gestanden hatte, mit hochgezogenen Beinen, den Rücken gegen das Holz des Fußteils gelehnt. Manchmal griff sie mit beiden Händen zu und kratzte an beiden Sohlen gleichzeitig, während Aurelia kurze, wohlige Stöhnlaute von sich gab. Ein leichter Pfefferminzgeruch stieg zu ihr auf. Aurelia pflegte ihre Füße mit Mentholgelee einzureiben; am Geruch konnte es nicht liegen, wenn die Familie sich weigerte, ihr den Dienst zu tun. Das Bett knarrte ein wenig, als sich Aurelia, die Schatulle an die Brust gepresst, zur Seite drehte. Conchita hörte zu kratzen auf.

»Genug, Madre?«

»Noch ein bisschen. Fünf Pesetas sind viel Geld.«

Conchitas Finger bewegten sich mechanisch weiter, während sie in der dumpfen glücklichen Spannung verharrte, die Aurelias Worte in ihr ausgelöst hatten. War es möglich, dass sie eine Lücke entdeckt hatte? Eine Nische, eine Freizone, die niemand begehrte und die, wenn sie sie zu nützen wusste, zu einem heimlichen Privileg werden konnte? Es machte ihr nichts aus, stundenlang so zu sitzen. Ihre Gedanken waren vollauf beschäftigt. Vielleicht ließe sich ein Pakt mit ihrer Mutter schließen, der ihnen beiden glückliche Zeiten verhieß.

Nach etwa zwanzig Minuten änderte Aurelia abermals ihre Lage. Conchita löste ihre Hände.

»Madre?«

»Komm her.«

Conchita tastete mit ihren erstarrten Beinen nach dem Steinboden und bewegte sich zum Kopfende des Bettes. Aurelia hatte die Hand mit geschlossenen Augen unter den Deckel der Schatulle geschoben.

»Hier sind fünf Pesetas. Kauf dir deinen Heiligen.«

»Muchas gracias, Madre. Möchten Sie ihn sehen?«

Es war nur eine Vorsichtsmaßnahme. Aurelia war an Heiligen, die nicht zu ihrer persönlichen Verfügung standen, nicht interessiert.

»Nein, danke. Wenn du Pflanzen für den Altar brauchst, kannst du dir Ableger holen kommen.«

Conchita schloss ihre Finger fest um die Münze. »Gracias, Madre. Ihre Gesichtsfarbe ist jetzt viel besser als vorher.«

»Dank der Hostie.«

Conchita nahm ihrer Mutter die Schatulle vorsichtig aus dem Arm und platzierte sie an die Stelle, die noch warm von ihrem Körper war. Das mit den Ablegern war ein Wink gewesen: Aurelia wünschte, sie wiederzusehen. Sie beschloss, ihren Besuch schon morgen zu wiederholen, nach der Schule und nachdem sie mit Doña Fracaso die Verhandlungen wegen des Plakats aufgenommen haben würde.

»Nun geh, mein Kind.«

Aurelia winkte ihr mit geschlossenen Augen, das Zimmer zu verlassen. Es war Zeit für einen Schluck aus dem frisch gefüllten Glas. Conchitas Beine waren noch taub, als sie sich an den Abendbrottisch setzte, ebenso wie ihre Hand, die sich unverändert fest um die Münze schloss.

Die Übersiedlung brachte für Conchita nach anfänglichem Schrecken mehr erfreuliche als negative Aspekte. Sie hatte gefürchtet, dass ihre Sammlung darunter leiden würde – in den vergangenen zwei Jahren hatte sie sich neben zwei Plakaten nahezu ein Dutzend verschiedener erbaulicher Gegenstände erkratzt –, aber ein Blick auf die Landkarte sagte ihr, dass sich im Nordwesten mehr größere und wohl auch schönere Städte befänden als im Umkreis von Illueca, was die Möglichkeit, ihrem Erzengel in diesem Leben noch einmal zu begegnen, realistischer erscheinen ließ, als es das in der Sierra de la Virgen gewesen war.

Nach der Übersiedlung hörte sie auf, Gegenstände zu sammeln, ohne aber die Kratzbesuche bei der darüber hocherfreuten und dementsprechend großzügigen Aurelia einzustellen. Vielmehr legte sie jetzt die Pesetas, die sie von ihrer Mutter erhielt, in einen Brotkorb, den der einarmige Knecht Nando unter Zuhilfenahme von Zehen und Zähnen für sie geflochten hatte und der demnach ein Wertgegenstand war, und verwahrte diesen im Wäscheschrank zwischen ihren Unterröcken. Was sie damit anfangen sollte, war ihr noch nicht klar. Aber in einem Winkel ihres Gehirns hegte sie die unbestimmte Vorstellung, dass es ihr einmal von Nutzen sein konnte. Sebastiano hatte sein Hauspersonal in der Sierra de la Virgen zurücklassen müssen und den Knecht Nando, der der Einzige war, den die beiden alten Leute um sich duldeten, auf Angel del Sur vorgefunden. Er dachte kurz daran, ihn auszuzahlen, und suchte ein paar Tage lang nach Ersatz, aber Nando, der seinen Arm auf gewisse, wenn auch überflüssige Weise der Ehre seines Vaterlandes geopfert hatte, war kräftig und noch jung, wusste auf der Finca Bescheid und besaß außerdem das Talent, aus den Zigeunern, die man zur Olivenernte anheuern musste, die tüchtigsten auszusuchen und den im Umkreis verstreuten Nachbarn abzuwerben. Die beiden jüngeren Söhne Pepe und Pepe waren zum Heer einberufen worden – Junipero hatte seinen Militärdienst in Aragón abgeleistet und der dort gewährte Aufschub für die beiden anderen wurde in Burgos nicht anerkannt –, und Sebastiano, unversehens zum Patrón geworden und mit der Notwendigkeit konfrontiert, sich von den achthundert Olivenbäumen, die auf der Sierra kaum die Familie ernährt hatten, auf die zwölftausend, die zum Bestand von Angel del Sur gehörten, umzustellen, machte Nando kurzerhand zum Administrador und übertrug ihm die Verantwortung für die Olivenernte – die erste nach zehn Jahren der Verwahrlosung, da die Früchte einfach zu Boden gefallen und dort vermodert waren – und den mageren, aber durchaus ausbaufähigen Viehbestand, der die unbewirtschafteten Zeiten von Angel del Sur überstanden hatte. Nando wusste es ihm zu danken, indem er arbeitete, als hätte er nicht einen, sondern vier Arme, und nützte im Übrigen den ihm zugefallenen sozialen Aufstieg dazu, der kleinen Patroncita auf schüchterne Art seine Verehrung zu zeigen, indem er ihr aus der braunen Tonerde, die er im Bachbett vorfand, apfelsinengroße Tiere formte und aus den verbliebenen Schilfresten einen oder den anderen Gebrauchsgegenstand wie den erwähnten Brotkorb flocht. Als die Söhne Pepe und Pepe aus dem Heeresdienst entlassen wurden, zögerte Sebastiano keinen Augenblick, sie Nandos Aufsicht zu unterstellen, da er mit seinem eigenen

Lernprozess mehr als beschäftigt war und sich darüber hinaus mit der Aufmüpfigkeit insbesondere des jüngeren, Pepe el Moreno, nicht herumärgern wollte.

Sebastiano hatte von jeher eine Vorliebe für den Namen Pepe gehegt. Er fand ihn einfach und klangvoll und hätte seinen erstgeborenen Sohn gerne so genannt. Dies war nicht möglich gewesen, da er ihm aus Gründen der Höflichkeit und Tradition den Namen seines eigenen Vaters, Junipero, geben musste. Er hatte sich dafür schadlos gehalten, indem er die beiden folgenden Söhne Pepe nannte. Den einen, der mit rötlichblondem Haar geboren war, Pepe el Rubio, und den jüngeren, der das dunkelbraune Haar von Aurelia geerbt hatte, Pepe el Moreno. Fatalerweise änderte sich in der Pubertät die Haarfarbe beider Jungen, Pepe el Rubios Schopf dunkelte nach, während Pepe el Morenos Haar heller wurde und einen deutlichen roten Schimmer aufwies. Für Außenstehende war es etwas schwer zu begreifen, warum der Dunkelhaarige der Rote und der Rotblonde der Dunkle genannt wurde, aber die Familie, der die Veränderung kaum aufgefallen war, hatte keine Schwierigkeiten damit. Conchita, die sich redlich bemühte, ihren drei Brüdern gleich viel Zuneigung entgegenzubringen, was an ihrer unveränderten Bindung an Junipero und der neu erworbenen Raubeinigkeit der beiden Heeresentlassenen immer wieder scheiterte, nahm Nandos Aufmerksamkeiten mit ratloser Freundlichkeit entgegen und behauptete sich in dem Männerverein, den ihre Familie darstellte – Aurelia hatte das Zimmer, in dem sie mit ihrem Apostel hauste, nicht mehr verlassen – durch unauffällige Unentbehrlichkeit. Kaum jemand sprach mit ihr, aber sobald sie das Zimmer verlassen hatte, hieß es: Wo ist Conchita? – und jemand kam, um sie zurückzuholen. Die Brüder, auch Pepe und Pepe, bestanden darauf, sie abwechselnd zum Einkauf nach San Eresmo zu begleiten, da nicht alles, was auf der Finca benötigt wurde, bei vorüberziehenden Händlern zu haben war, und das Mädchen, früh in die Rolle der Dueña gedrängt, wusste als Einzige, was an Hausrat nötig war.

An ihrem 13. Geburtstag hatte Conchita, die die Schule so unregelmäßig besucht hatte, dass sie zu diesem Zeitpunkt trotz aller aufgewendeten Mühen des Lesens und Schreibens noch nicht kundig war, ganz damit aufgehört und den Haushalt, der von Sebastiano und Junipero mehr schlecht als recht geführt worden war, übernommen, sodass die beiden Männer, die mit dem Wiederaufbau der mittlerweile in Sebastianos Besitz übergegangenen Finca – die beiden Alten waren nach Jahresfrist im Abstand von drei Tagen und dem Pfarrer zum Trotz ohne Letzte Ölung friedlich eingeschlafen – vollauf beschäftigt waren, sich anderen Aufgaben zuwenden konnten. Der Boden war fruchtbar und das Vieh gesund und die Finca gewann allmählich etwas von der Stattlichkeit zurück, die sie vor der Einquartierung von Francos Hilfstruppen besessen haben mochte.

Unter den Zigeunern, die Nando zur Olivenernte angeheuert hatte, befand sich eine Frau, Umbre genannt, was im Dialekt ihres Stammes so viel wie ›Schatten‹ bedeutet. Als die Ernte vorüber war, fragte Umbre, die Conchita hin und wieder nach Arbeitsschluss im Haus geholfen hatte, bei Nando an, ob sie nicht auf der Finca bleiben könne, wenigstens den Sommer über, bis ihre Leute aus den Bergen zurückkämen und wieder nach Cataluña zögen. Nando, der nichts ohne seine kleine Herrin entschied, erwartete Conchita nach dem Abendessen und brachte das Gespräch darauf. Umbres Vergangenheit lag im Dunkeln. Es stand fest, dass sie eine Gefängnisstrafe, möglicherweise politischer Natur,

abgebüßt hatte, aber sie sprach nicht darüber, und das Gerücht, dass sie eine Kindsmörderin sei, hielt sich hartnäckig. Conchita hatte sie manchmal beim Abendessen aus den Augenwinkeln betrachtet, verstohlen, in scheuer Neugier. Als Nando ihr Umbres Wunsch auseinandersetzte, fragte sie ihn, ob er den Gerüchten Glauben schenke. Nando erklärte ihr, dass er Kindsmörderinnen für unglückliche Frauen halte, an deren Stelle meist ein anderer, nämlich der Mann, der sie im Stich gelassen habe, auf der Anklagebank sitzen müsste. Conchita fand die Aussicht, einen Teil ihrer Arbeit abgeben zu können, verlockend und meinte, wenn Nando keine Bedenken habe, habe sie auch keine. Umbre bezog den Strohsack in der Küchennische, die hinter dem gemauerten Herd lag und Schutz vor Blicken und Kälte bot, und wenn Conchita von nun an die Küche betrat, war der Teig für den Churro angerührt und das Feuer im Herd brannte.

Nach einiger Zeit bemerkte Conchita, dass der jüngste der Brüder, Pepe el Moreno, an allem, was den Stierkampf betraf, ebenso interessiert war wie sie selbst. Er schlug im ›El Diario‹ immer zuerst die Berichte über die letzten Corridas auf und fertigte eine grafische Siegeskurve des zu dieser Zeit weltbekannten Matadors El Viti auf einem Pappkarton an, den er über seinem Bett anbrachte. Darüber hinaus wusste er zu Conchitas Entzücken, wer vor drei Jahren Gewinner des Silbernen Schwertes von Aragón gewesen war. Die neue Gemeinsamkeit machte ihr Pepe el Morenos schlechte Manieren nicht angenehmer, aber sie hatte jetzt jemanden, mit dem sie hin und wieder ihre geheimsten Gedanken teilen konnte, ohne dass Pepe deren eigentlichem Inhalt auf die Spur kam. Sie tat so, als sei ihr Interesse sachlicher Natur, wie es das Pepes war, und als er sich zusammennahm und aufhörte, in ihrer Gegenwart ordinäre Flüche von sich zu geben, zeigte sie ihm eines Tages ihre Sammlung von Anstecknadeln, Stierhörnern und Pañuelos, ohne die beiden Plakate und den Brotkorb zu erwähnen. Es war kurz vor Ostern, als sie in einer von Pepes Zeitungen die Ankündigung einer Fiesta im nahe gelegenen San Eresmo zu Ehren des Schutzpatrons der Kirche vorfand. Für den Nachmittag war eine Corrida angesetzt, an der neben anderen weniger prominenten Matadores auch El Húngaro, Gewinner des Silbernen Schwertes von Aragón, dessen Bild unterhalb der Titelseite prangte, teilnehmen sollte.

Conchita schlug die Zeitung zu und niemand merkte ihr etwas an. Als Pepe von der Feldarbeit heimkam, folgte sie ihm in den Ziegenstall, dessen Sauberhaltung zu seinen Aufgaben gehörte.

»Pepe, möchtest du eine Corrida sehen?«

Pepe unterdrückte den kernigen Ausruf der Verwunderung, der ihm auf den Lippen lag. »Wieso fragst du?«

»In San Eresmo gibt es eine. Am Ostersonntag, zum Fest des Kirchenheiligen.«

»Du weißt, dass ich kein Geld habe.«

Sebastiano hielt seine Söhne aus Gründen der Disziplin sehr knapp. Ihren Sold hatten sie ihm für die zweijährige entgangene Arbeitsleistung überlassen müssen.

»Ich habe Geld.«

Pepe el Moreno dämpfte die Stimme, obwohl sich außer den Ziegen niemand in der Nähe befand. »Hast du es gestohlen?«

»Ich habe es, das genügt.« Conchita dachte nicht daran, ihr und Aurelias Geheimnis preiszugeben.

»Wie viel?«

»Für einen Sitzplatz auf der Sonnenseite würde es reichen.«

Sie sah, wie Pepes Augen bei ihren Worten zu schmalen Schlitzen wurden, und gratulierte sich insgeheim zu dem Einfall: Pepe war ein Angeber und die Aussicht, auf einem Sitzplatz gesehen zu werden oder die Eintrittskarte bei den Mädchen in San Eresmo herumzeigen zu können, würde ihn zum willfährigen Komplizen machen.

»Was muss ich dafür tun?«

»Mich nach San Eresmo mitnehmen.«

»Zur Corrida?«

»Natürlich nicht.« Wenn jemand sie sähe und es Sebastiano hinterbrächte, würde sie in Schwierigkeiten kommen. Außerdem reichte das Geld nicht für zwei Karten. »Einfach nach San Eresmo. Ich warte dort auf dich.«

Pepe el Moreno runzelte die Stirn. Etwas war ihm nicht klar und er versuchte nachzudenken. »Was hast du davon?«

»Ist das nicht meine Sache?«

Conchita schaute zu Boden, um zu verhindern, dass man ihrem Gesicht ablesen konnte, was sie davon hatte: Es fiel ihr nicht im Traum ein, sich in eine Sitzreihe zu klemmen und von hoch oben zuzusehen, wie der durch die Entfernung winzig kleine Erzengel in seinem Sandkreis einen Stier erledigte. Was sie wollte, war, ihn greifbar nahe an sich vorüberschweben zu sehen, wie damals, als das Tor der Arena aufgeflogen war und er in seinem von Schweiß und Blut verklebten Seidenhemd die Straße betreten hatte. In der Erinnerung war es ihr immer deutlicher geworden, dass er sie damals bemerkt haben musste. Gewiss, er hatte sie angesehen und sie war zu erschrocken gewesen, um dem Wunder standzuhalten. Diesmal würde sie es besser machen: Sie würde ihre Augen an sein Gesicht heften und es nicht loslassen, bis er nicht anders konnte, als ihren Blick zu erwidern.

»Wenn du meinst, ist es deine Sache.« Pepes Stimme klang vor Erregung höher als sonst. Im Geiste hatte er begonnen, die Garderobe für den Ausflug zusammenzustellen, und überlegte, ob er sich Juniperos Samtweste mit oder ohne dessen Wissen ausleihen sollte.

»Sagst du es Vater?« Das Mindeste, was Conchita verlangen konnte, war, dass ihr Bruder sich der Inquisition durch Sebastiano stellen und die Erlaubnis für ihrer beider Ausgang erwirken würde.

Pepe el Moreno tat das Vernünftigste, was in dieser Situation zu tun war. Er verkniff sich ab sofort alle Lieblingsflüche und ordinären Ausdrücke und tat seine Arbeit, ohne an seinen Stiefeln Berge von Tonerde und Ziegenkot ins Haus zu tragen. Nach Ablauf einer Woche, in der des Staunens über seine Verwandlung kein Ende gewesen war, sprach er bei Sebastiano vor. Sebastiano, keine pädagogische Leuchte, aber mit dem Prinzip von Erfolg durch Investition von der Landwirtschaft her vertraut, scheute sich, Pepe el Moreno im Stadium offensichtlicher Läuterung etwas abzuschlagen, und rechnete es ihm insgeheim hoch an, dass er die Fiesta in Begleitung seiner kleinen Schwester besuchen wollte. Am Morgen des Ostersonntags traten die beiden, Pepe mit Juniperos Erlaubnis in dessen Samtweste, Conchita, den Inhalt des Brotkorbs in ihr Halstuch geknotet, die Fahrt

nach San Eresmo an, die, für niemanden vorhersehbar, Conchitas Leben auf ungeahnte Weise verändern sollte.

Umbre hatte die kleine Patroncita von Anfang an ins Herz geschlossen. Conchita war nicht gerade hübsch mit ihren mageren Schultern und dem strähnigen, in allen möglichen Braunschattierungen schimmernden Haar, aber sie war freundlich und fleißig, und es wäre ihr niemals eingefallen, einen Hausangestellten in der Art zu behandeln, wie ihre Mutter, die bettlägrige Doña Aurelia, das tat. Aurelia, in unverändertem Umgang mit dem Fleck an der Decke zugegebenermaßen geistig Höherem zugewandt, nahm Umbre über deren tägliche Handreichungen hinaus nicht zur Kenntnis und wechselte kaum je ein Wort mit ihr. Umbres mütterliche Gefühle, die brachlagen, seit sie an jenem Morgen nach schreckensvoll verborgener Schwangerschaft und geheimer Geburt ihr Neugeborenes unter einem Strohsack erstickt hatte, um den Drohungen des anderweitig gebundenen Kindesvaters zu entgehen, waren schon bei der ersten Begegnung mit der kleinen Patroncita aufgeflammt. Sie hatte damals in der Hektik der Verzweiflung vergessen nachzusehen, wes Geschlechts das ohnehin todgeweihte Wesen, dem sie soeben das Leben geschenkt hatte, gewesen wäre. Seit sie auf Angel del Sur lebte, meinte sie immer häufiger, es könne ein Mädchen gewesen sein, das heute etwa in Conchitas Alter wäre: ebenso mager und ebenso freundlich, wenn auch nicht ebenso einsam wie die Kleine, die, umgeben von Männern und einer Mutter, die außer ihren Fußsohlen nichts für sie übrig hatte, heranwuchs wie die Distel auf dem Feld. Als sie Nando gebeten hatte, auf der Finca bleiben zu dürfen, war es nicht zuletzt auch deshalb gewesen, um die Patroncita nicht aus den Augen zu verlieren und ihr, die nicht nur keine taugliche Mutter, sondern auch weit und breit keine passende Acompañante besaß, vielleicht eines Tages nützlich sein zu können. An die Möglichkeit, zu ihrem Stamm zurückzukehren, dachte Umbre immer weniger. Ihre Haftstrafe war ein Makel, der auf die anderen abgefärbt hätte, und in den drei Jahren, die sie im Frauengefängnis von Avilia zugebracht hatte, hatte sie sich, wenn auch unfreiwillig und unter nicht gerade idealen Umständen, an so etwas wie eine sesshafte Lebensweise gewöhnt.

Nando, der die kleine Patroncita nach wie vor verehrte und nicht aufgehört hatte, mit der ihm verbliebenen Hand kleine Tiere aus Tonerde für sie zu formen – das Holzbrett über Conchitas Kommode war bis auf den letzten Platz mit ziegelfarbenen Hunden, Enten und Schweinen gefüllt –, war erfreut, in Umbre auf eine Verbündete gestoßen zu sein. Gemeinsam versuchten sie, Conchita in der sie teils überfordernden Aufgabe der Haushaltsführung zu unterstützen, und kamen dadurch in manches Gespräch, wobei Nando sich in seinem einmal gefassten Entschluss, Umbre trotz der Gerüchte zu vertrauen, bestätigt sah. Als Conchita Umbre von der Erlaubnis ihres Vaters, die Fiesta zu besuchen, erzählte, konnte diese ihre Sorge nicht verbergen.

»Soll ich Sie nicht begleiten, Señorita?«

Conchita blieb vor Schreck fast das Herz stehen. »Mein Bruder, Pepe el Moreno, begleitet mich.«

»Señor Pepe ist ein Mann. Sie brauchen eine Acompañante, die ihre Tugend bewacht.«

»Meiner Tugend wird nichts zustoßen.« Conchita wusste nicht recht, was das Wort

bedeutete, nur dass es etwas war, das ein Mädchen zu hüten hatte, am besten, indem es Männern auswich. Conchita befolgte dies dahingehend, dass sie auf dem Markttag und bei Apothekengängen für Doña Aurelia vor jedem Mann, der ihr auf dem Gehsteig entgegenkam, auf die Straße trat, um ihn in sicherem Abstand passieren zu lassen. Umbre war nicht zufriedengestellt, musste sich jedoch fügen. In den drei darauffolgenden Nächten hielt sie eine je vierstündige Marienwache ab und gelobte der Jungfrau, sieben weitere Nächte zu wachen, wenn sie die kleine Patroncita vor dem Schicksal bewahren würde, das ihr selbst widerfahren war. Ferner knüpfte sie eine Handvoll Kleie in ein Tuch und schob es in den Strohsack der Patroncita etwa in der Mitte des Bettes, da, wo der Teufel gerne seine Hand auf die Seele eines Mädchens legt. Sie fühlte sich danach besser, aber die innere Unruhe verließ sie nicht. Bei abnehmendem Mond hatte sie in dem ausgetrockneten Bachbett nahe der Brücke eine azurblaue Schlange gesehen, die sich um die Wurzel eines Trompetenbaumes geringelt hatte, und wie alle Zigeunerinnen im Lesen von Vorzeichen geübt, wusste Umbre, was das bedeutete.

Miguel Martinez, genannt El Húngaro, war nicht so jung wie die Plakate, die von ihm kursierten, es glauben machen wollten. Seine große Zeit hatte er vor Ausbruch des Bürgerkrieges gehabt. Damals war er ein kometenhaft aufsteigender Stern gewesen, schön wie ein junger Kriegsgott, kaum der Pubertät entwachsen, jede Gefahr verachtend, elastisch wie eine Feder. Damen jeglichen Alters hatten sich in den Arenen zwischen Sevilla und Bilbao heiser geschrien und El Húngaro hatte seine Zeit und seine Kräfte klug zwischen den beiden Talenten geteilt, die ihm ein gütiges Geschenk in den Schoß geworfen hatte: dem Dienst in der Arena und jenem am schönen Geschlecht. Die Kraft seiner Lenden war ebenso legendär wie die Stoßkraft seines Schwertes im Augenblick der Wahrheit, und als er eine jungfräuliche Fabrikantentochter aus Bilbao zur Frau nahm, geschah es unter der Bedingung, dass sie sich keiner seiner beiden Berufungen in den Weg stellen werde. Das Mädchen verstand nicht recht, wovon er redete, und war einverstanden. Ihr genügte es, Doña Martinez zu sein und ihm im Laufe der Ehe sieben Kinder zu schenken; eine Aufgabe, die sie so in Anspruch nahm, dass sie nach einiger Zeit auf die anfänglich heiß begehrte Ehre, bei El Húngaros Kämpfen in der Mittelloge zu sitzen, verzichtete.

Mit den Jahren hatte sich El Húngaros Kampfkraft, zumindest in der Arena, so weit gemäßigt, dass er auf einen bequemeren Kurs einschwenkte und nicht mehr jeden Stier, der sich am Horizont zeigte, bei den Hörnern packen musste. Zwischendurch brachte er es sogar fertig, das Leben auf dem schwiegerelterlichen Besitz vor den Toren von Bilbao zu genießen. Die Kinder waren aus dem Gröbsten heraus, studierten oder waren verheiratet, Doña Martinez, die einstmals biegsame Orangenblüte, war zu einer bärtigen Matrone herangereift, und wenn es nicht darum gegangen wäre, die Gemeinde seiner Anhänger, deren Treue ihm hin und wieder noch ein amouröses Zwischenspiel bescherte, bei Laune zu halten, wer weiß, ob El Húngaro je wieder in eine Arena, zumal eine so unbedeutende wie die von San Eresmo, gestiegen wäre. Als er das Angebot erhielt, überschlug er kurz Vor- und Nachteile und kam zu dem Schluss, dass die Sache in Erwägung zu ziehen sei. Eine Fiesta garantierte allemal guten Verkauf und ein paar Tage

fern vom Ehebett würden ihm guttun. Außerdem war er einiger unbedeutender Eskapaden wegen schwach bei Kasse und hatte keine Lust, dem ihm angetrauten Kontrollorgan im Zuge einer Vorsprache Rede zu stehen. Als er seine schwarzen Kniehosen, das weiße Seidenhemd, Capa und Muleta in seine Reisetasche aus Ziegenleder, das Geschenk einer Bürgermeistersfrau aus Cataluña, packte, pfiff er vergnügt vor sich hin. San Eresmo war ihm in guter Erinnerung. Das Publikum war sachkundig und die Mädchen waren dort nicht so unschuldig, die Frauen nicht so treu, wie deren Väter und Männer es gerne glauben wollten. Schließlich würde er dort eine Zucht von Kampfstieren vorfinden, die sich zwar zu Beginn besonders zornig und angriffslustig zeigten, jedoch, wenn man die gefährlichen ersten Minuten hinter sich gebracht hatte, Gelegenheit zu allerlei attraktiven Aktionen boten und im Augenblick der Wahrheit leicht zu töten waren. Er lächelte, ohne es zu merken, griff nach der Flasche Lavendel-Haaröl extrastark und rollte sie zusammen mit dem Bild der Gnadenreichen Mutter von Vitoria in die lilafarbene Schärpe. Als er den Reißverschluss der Ziegenledertasche zuzog, pfiff er noch immer leise vor sich hin. Er hatte begonnen, sich auf San Eresmo zu freuen, und niemand war da, der ihm gesagt hätte, dass er den Ort diesmal um aller Heiligen willen meiden sollte.

Pepe el Moreno hatte die Eintrittskarte für Sektor C, Sonnenseite, Reihe 14, Sitz 8, schon in der Hand, als er noch einmal, wenn auch eher rhetorisch, Bedenken äußerte, Conchita während des Stierkampfes, der gut und gerne zwei Stunden dauern würde, sich selbst zu überlassen. Conchita wies darauf hin, dass sie einen Wollfaden, aus dem sich Figuren schlingen ließen, und für alle Fälle ihren Rosenkranz dabeihabe und den Umkreis der Arena nicht verlassen werde, was auch tatsächlich nicht ihre Absicht war. Pepe ließ sich unschwer beruhigen, bezeichnete ihr die Stelle, an der man sich nach der Corrida treffen werde – einen Hydranten auf der gegenüberliegenden Straßenseite –, und schloss sich dann einer Gruppe dandyhaft gekleideter Señoritos an, die ihn schon an der Kasse mit kernigen Floskeln ins Gespräch gezogen hatten. Auf Sektor C, Reihe 14, Sitz 8 angelangt, ließ er sich auf die Holzbank fallen und genoss die Sonne, das auf- und abwogende Geräusch der Stimmen, die aus dem voll besetzten Zuschauerraum zu ihm emporbrandeten, und das Gefühl, nach dem Horror des Militärdienstes und der Plackerei auf der Finca einmal, wenn auch nur für Stunden, den Platz einzunehmen, der ihm zustand.

Für El Húngaro waren drei Stiere vorgesehen. Den ersten, ein etwa dreitausendpfündiges Kleinhorn, erledigte er in weniger als zwanzig Minuten. Der zweite war ein widerspenstiger pechschwarzer Teufel, der ihm überraschenderweise in der zweiten Hälfte des Duells ziemlich zu schaffen machte. Er war flink und hinterlistig, arbeitete mit unvorhergesehenen Tricks und zwang ihn einmal sogar, sich hinter die Barrera zurückzuziehen, was für einen Torero seines Rufes ein ärgerlicher Zwischenfall war. Miguel Martinez war nie ein kühl kalkulierender Kämpfer gewesen. Er hatte immer aus der Intuition oder, wie es mancherorts hieß, aus den Lenden agiert und auch in reiferen Jahren die vor allem die Damen beeindruckende Spontaneität des Gefahr verachtenden

Draufgängers an den Tag gelegt. Er war nie in der vordersten Reihe der Helden der Arena gestanden, aber immer gut placiert in der zweiten. Sein Stil war nicht so elegant wie der Dominguins oder El Vitis, aber er hatte sich zwei oder drei Bewegungen zugelegt, die er unnachahmlich beherrschte. Eine davon war das scheinbar lässig rechtwinklig gesenkte Handgelenk, mit dem er im Augenblick der Wahrheit den Degen zum Todesstoß hob. Er hatte die Bewegung einmal aus Zufall so ausgeführt und an der Reaktion im Publikum deren offensichtliche Attraktivität erkannt. Von nun an baute er sie in jeder Corrida mindestens ein Mal ein, wodurch sie in kürzester Zeit zu einer Art Markenzeichen für ihn wurde. Den Beinamen ›El Húngaro‹ verdankte er der Begegnung mit einer Dame, in die er sich im zarten Alter von sechs Jahren unsterblich verliebt hatte. Es war während eines Badeurlaubs in Aisa gewesen. Unter den Gästen auf der Frühstücksterrasse befand sich eine rothaarige Emigrantin aus Budapest, die ihn durch ihre Schönheit und ihr sprühendes Temperament in helles Entzücken versetzt hatte. Sein Vater, selbst nicht unbeeindruckt, erklärte ihm, Ungarinnen seien für ihren Esprit und ihr Temperament weltbekannt. Und als es galt, sich einen Künstlernamen beizulegen, zögerte Miguel keinen Augenblick, sich in Erinnerung an den Schwarm seiner frühen Jahre ›El Húngaro‹, den Ungarn, zu nennen.

Als er die Hand zum Degenstreich hob, vergaß er, sie anzuwinkeln. Auf das erwartungsvolle »Olé«, das vielstimmig, wie aus einem einzigen Atem gefügt, von den Rängen zu ihm herunterscholl, folgten ein paar vereinzelte Pfiffe. Miguel fühlte, wie der Schweiß ihm in die Augen rann. Er versuchte das Gelenk nachträglich abzubiegen, aber das Publikum, einmal enttäuscht, ging nicht mehr mit. Als er zustieß, hatte er das Empfinden, den Widerstand der zähen Tiersehnen bis in sein eigenes Mark hinein zu spüren. Dennoch saß der Stoß korrekt im Nacken und der schwarze Bastard ging in die Knie. Miguel wartete vorsichtig ein paar Sekunden, ehe er sich umwandte, um den Beifall entgegenzunehmen: Es war schon vorgekommen, dass der Bulle den ersten Stoß überlebt und sich noch einmal erhoben hatte. Aber der Bastard war tot und ein paar Rosengebinde aus den ersten Reihen flogen vor Miguels Füße. Bis zum dritten Stier hatte er eine Pause von etwa einer halben Stunde. Er sah zu, dass er in den Schatten kam, und wickelte sich im Schutz des Tribünendurchgangs die Schärpe ab. Auf seinem Garderobentisch stand ein Glas mit gekühltem Manzanilla, aber er hütete sich, einen Schluck zu tun. Der dritte Stier war immer der schwerste und die vergessene Handbewegung im Augenblick der Wahrheit war ihm eine Warnung gewesen.

Zwei der Dandys in der vierzehnten Reihe hatten miteinander Streit bekommen. Es ging um eine Bemerkung, die einer der beiden über die Sonnenbrille des anderen gemacht hatte. Der mit der Sonnenbrille begann laut und unflätig über den ersten, der einen weißen, breitkrempigen Strohhut trug, zu schimpfen und seine Begleiter konnten ihn nur mit Mühe hindern, sich auf ihn zu stürzen. Unglücklicherweise saß der eine rechts und der andere links von Pepe el Moreno, und als ein Polizist mit einem Schlagstock die Treppe hochrannte und »Basta, Señores, ahora basta!« schrie, befand er sich inmitten eines Knäuels schreiender, um sich schlagender Sitznachbarn. Der Polizist trennte die Streithähne mit seinem Schlagstock und fischte Pepe, der in der zerrissenen Samtweste seines Bruders auf dem Boden saß, ans Licht.